



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

B., Ed.: Die Gespenster-Symphonie.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Gespenster-Symphonie.



### I.

Hell strahlten aus dem Theatergebäude die breiten Fenster des Büffetsaales und draußen auf dem Balkon blühten und dufteten Oleander und Drangen in ihren irdenen Geschirren. Um von der beengenden Hitze des Opernhauses an der kühlen Nachtluft mich zu erquicken, lehnte ich mich über die steinerne Brüstung des hohen Balkons. Unter mir lag ruhig der Spiegel des Flusses und sog sehnsüchtig den klaren Sternenhimmel in sich ein, jenseits dämmerte schon halb schlummernd die andere Stadt, und über den Häusermassen zog die lange Hügelreihe einen dichten Schatten an dem Tiefblau des Nachthimmels hin. Diese drei großen Linien als festes Bild mir einzuprägen, stand ich sinnend dort und vergaß darüber den letzten Act der Oper. So wäre ich auch bald einsam gewesen, hätte ich nicht neben mir einen jungen Mann bemerkt, der dicht an der Brüstung sitzend mit einem Fernrohr unverwandt nach der östlichen Bergkette blickte. Er war modisch gekleidet, bis auf die kurzen Reithosen und die bespornten Stolpenstiefeln. Der Schnitt seines länglichen und ausdrucksvollen Gesichts, sein Aussehen und seine Geberden verriethen den Engländer. Ich mochte mein Auge anstrengen, so viel ich wollte, ich entdeckte in der Richtung seines Fernrohrs nur einzelne Lichter zerstreut an den Bergen, die wohl den dortigen Villen zugehören mochten. Schon wollte ich kopfschüttelnd wieder hineingehen, als im Osten plötzlich eine Rakete von einem der Hügel aufstieg und mit drei bunten Leuchtkugeln in der Luft zerplatzte. Der Fremde stand hastig auf, warf dem Kellner ein Geldstück für die Limonade hin und war bald unten am Portale. Auf ein lei-

ses, schrillendes Pfeifen kam ein Reitknecht mit zwei Pferden um die Ecke, Herr und Diener saßen auf und waren bald im Galopp in dem Dunkel des breiten Platzes verschwunden.

Durch diesen Vorfall wundersam erregt und neugierig gemacht, erkundigte ich mich vor allen Dingen bei dem Kellner nach dem sonderbaren Fremdling. Er sei ein englischer Arzt, hieß es, der seit dem Frühjahr erst im Theater bemerkt werde, er komme pünktlich um acht und behaupte bis zehn Uhr seinen Platz auf dem Balkone. Diese Besuche hätten jedoch anfangs eine Unterbrechung von mehrern Wochen, später von vierzehn Tagen und noch kürzerer Zeit erlitten, es sei aber noch nicht vorgekommen, daß der Herr das Büffet länger als fünf Tage hintereinander regelmäßig besucht hätte.

Wenig belehrt von diesen Notizen, sann ich der seltsamen Erscheinung nach, da aber der Fremde die folgenden Tage im Caffé nicht erschien, vergaß ich endlich den Vorfall oder dachte wenigstens nicht mehr daran.

## II.

Eine Woche später hatte mich mein Freund, der Pfarrer von Tennenwitz, zu einem Rendezvous bestellt und als Ort der Zusammenkunft das Wirthshaus im Dorfe L. bestimmt. Tennenwitz liegt zwei Stunden von der Residenz, das Dorf L. ist die Hälfte des Weges, so konnte sich kein Theil beklagen. Da ich mich bei Zeiten aufgemacht, so erreichte ich Nachmittags bei guter Stunde das Wirthshaus und saß bald in der kühlen Nebenlaube bei einem Glase trüben Weines. Eine einsame Bergstraße zog neben mir das Thal hinauf, und da die Leute im Felde waren und Stille im ganzen Dorfe herrschte, so hatte ich Muße, die Spazier zu beobachten, die sich mancher schon reifen Beere am Geländer naschhaft bemächtigten. Der Freund kam nicht, ich ward der Spazier überdrüssig und war bald in Träumereien versunken, als mich der Schritt mehrerer Pferde plötzlich weckte. Ein seltsames Paar, von einem alten Bedienten gefolgt, ritt langsam die Straße herauf. Eine schön gewachsene hohe Frau saß fest und fest auf einem zierlich gebauten Rappen, sie war ganz schwarz gekleidet und trug nur ein zierlich geschlungenes, feuerfarbnes Tüchlein am Halse. Was aber mehr als Alles meine Aufmerksamkeit fesselte, war ihr Gesicht — ein Gesicht, das man nur einmal zu sehen braucht, um es unausstilgbar im Herzen bewahren zu müssen, so gern man es auch vielleicht vergessen möchte. Hohe und edle Züge, wie nur der Marmor sie ebenso

regelmäßig und ebenso kalt und unbeweglich wiederzugeben vermag und dunkle, fast zu starke Augenbrauen, die sich über schwarzen Augen wölbten, so tief, so feurig, daß man fast erschraf, wenn sie sich mit ihrer ganzen Gewalt auf einen Gegenstand hefteten. Zwei furchtbare Widersprüche: die kalte, ungetrübte Klarheit der Züge und die leidenschaftliche Gluthensprache dieser versengenden Augen. Hier sah ich ein Wesen vor mir, das mit ungewöhnlichen Kräften begabt schien, und wo der Mensch solche wahrnimmt, muß er gleich an ein Schicksal denken, das mächtig genug wäre zu brechen und zu vernichten. Diese Empfindungen nur zu erhöhen, saß ihr Begleiter, ein Mann von 40 Jahren, schlaff und locker zu Pferde. Sein Gesicht war eher gebleicht, als bleich, seine Augen tief gesunken, vom mattesten Blau, wirr und ausdruckslos, sein Mund ein wenig geöffnet, weil die Unterlippe kraftlos herabhing. Es war etwas Entsetzliches, die Vernichtung am Manne, die dämonisch zum Kampfe lockende Energie am Weibe in innigem Begegnen zu erblicken. Wer sind diese Beiden? fragte ich die Wirthin, die neugierig aus dem Hause getreten war. „Graf und Gräfin R., reiche Leute aus Rußland!“ war die Antwort. Wohnen sie im Dorf? forschte ich weiter. „Seit dem Frühjahr. Dort oben an der Straße nach Tennewitz, in dem schönen Palais, gleich neben dem Gespensterhäuschen.“ Nun war die Sache auf dem Punkte, märchenhaft zu werden, zumal da die gesprächige Wirthin auf mein Verlangen erläuterte, daß das sogenannte Spuk- oder Gespensterhäuschen ein altes hölzernes Gebäude sei, wo sich einst ein unglücklicher junger Mensch erschossen hätte. Seitdem habe man es zugeschlossen, aber deshalb hause der Geist nur ungestörter darin, und einige biedere Landleute hätten erst kürzlich versichert, das Haus bei nächtlicher Weile erleuchtet gesehen und aus den geöffneten Fenstern ein sonderbares Rufen und Flehen gehört zu haben. Ich lachte mich im Stillen aus, daß ich die albernen Geschichten mit anhören konnte, bezahlte meinen Wein und machte mich auf den Weg nach Tennewitz, meinem Freund entgegen zu gehen, oder ihn aufzusuchen.

Nun führte mich aber gerade mein Weg an dem Spukhäuschen vorüber, und willig oder unwillig, ich mußte einige Augenblicke an dem halb zerfallenen Breterzaun verweilen, um nach der geheimnißvollen Stätte hinüber zu schauen. Der Ort hatte wirklich etwas eigenthümlich Düsteres. Während die Villa, welche die Wirthin im Dorfe ein Palais genannt, frei und hell auf dem Gipfel des Berges stand, war das graue, hölzerne Häuschen nach Mittag und Abend

von hohen Buchen umgeben, Regengüsse und Thauwetter hatten Sand und lockern Boden vom Abhange herunter gegen das Erdgeschos geführt und Thüre und Fensterladen theilweise verschüttet, so daß ein fecker Geselle ohne viel Mühe in den ersten Stock steigen konnte. Dieser zählte vier blinde, staubige Fenster, und um das Bild der Verlassenheit zu erhöhen, hing an dem einen eine zerfetzte Gardine herab. Ich erinnerte mich sogleich eines ähnlichen Gebäudes in meiner Vaterstadt, wo wir Kinder immer schon vorübergeschlichen waren und uns dabei mit heimlichem Grauen und einem gewissen, unerklärlichen Vergnügen die Geschichte eines Selbstmörders erzählten, den man dort mit zerschmettertem Gehirn gefunden hatte, so daß ich zuletzt gern den biedern Dorfbewohnern ihren Aberglauben verlieh.

In Tennewiz traf ich meinen Freund krank, er entschuldigte, was er nicht ändern konnte, und nachdem wir unser Geschäft besprochen, kehrte ich gegen Abend nach Hause. Der Mond im ersten Viertel stand im Zenith und leuchtete dem einsamen Wanderer mit spärlichem Lichte; ich dachte an das Gespensterhäuschen, an den unglücklichen Selbstmörder, an unglückliche Liebe und an mich selber. So war ich ziemlich eine halbe Stunde gegangen, da rauschte mit einem Male ein Feuerstrahl auf, und eine kurze Strecke vor mir sah ich eine Rakete aufsteigen, die in der Luft mit drei rothen Leuchtkugeln zerstob. Mir war dabei wunderbar zu Muth, als gäbe es etwas zu sehen und als könnte ich zu spät kommen, und so lief ich denn, bis mir die hellen Tropfen auf der Stirn standen. Als ich die Höhe des Berges erreicht, hielt ich an und ging langsamer den einsamen Pfad weiter, zur Rechten den Wald, zur Linken einen zerfallenen Zaun mit Gesträuch und Unkraut dicht überwuchert. Da kam das Spukhäuschen zum Vorschein, düster zwischen den Buchen versteckt, nicht einmal dem Mondenlichte zugänglich. Mit Befremden und Erstaunen nahm ich aber wahr, daß die vier Fenster des ersten und einzigen Stockwerkes hell erleuchtet waren. Ich mochte mir wiederholt sagen, nichts sei einfacher, als daß die Bewohner ihre Stuben zur Nachtzeit erleuchteten, immer kam mir die Ahnung wieder, es gehe hier etwas Ungeöhnliches vor. Einige Fenster waren geöffnet, auch dies, dem Unbefangenen so natürlich, mußte meine Phantasie reizen. Weil ich sie nur verschlossen gesehen, mußte ich mir einbilden, sie seien wegen etwas Außerordentlichem geöffnet. Nun mußte ich noch dazu einige verworrene, halb klagende Töne vernehmen, und es fehlte wenig, so hätte ich an Geistergeschichten geglaubt. Die morschen Breter des Zauns

wichen meiner Anstrengung, und bald befand ich mich auf dem gefeltem Boden, ohne mir im Grunde Rechenschaft gegeben zu haben, was ich beginnen wollte. Da ringsum Alles still lag, fürchtete ich nicht, entdeckt zu werden, und näherte mich daher lech dem wunderlichen Hause. An die Mauer gelehnt, vernahm ich deutlich die Stimme eines Mannes, der die seltsamsten Worte in kurzen Zwischenräumen ausstieß. Presto! presto! klang es mitunter und dann wieder: ma non troppo! piano! piano staccato! Ich stieg jetzt den kleinen Sandhügel hinauf, der gegen die Thüre angeschwemmt worden, hob mich auf die Zehen und schaute durch ein blindes Fenster in einen hell erleuchteten, atmosphisch decorirten Gartensaal. Zu beiden Seiten entdeckte ich ein ziemlich zahlreiches Musikchor und in der Mitte vor einem kleinen Notenpulte einen festlich in Schwarz gekleideten Mann mit weißer Halsbinde und feiner Busenkrause, der mit sichtlichem Enthusiasmus eine Papierrolle schwang. Dabei war Alles todtenstill, nur unterbrochen von dem eintönigen Rufen: Forte! fortissimo! Adagio oder Presto! Ohne Mühe erkannte ich in der beweglichen Figur den russischen Grafen R. wieder, dessen Begleiterin meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt und meine Phantasie mächtig, wenn auch nicht angenehm erregt hatte. Schauer auf Schauer durchrieselten mich, als ich die sonderbare Figur sich abmühen sah und dabei ihre Stimme hörte, die wie Nechzen klang, das aus einem halb zugeschnürten Halse heftig hervorgepreßt wird und dem Hörer selbst ein Gefühl erregt, als müsse er ersticken. Plötzlich hörte ich ein krampfhaftes Lachen, der geisterhafte Kapellmeister hatte seine Papierrolle weggeworfen und klammerte sich fest an das Notenpult, als fürchte er umzusehen, ein Schrei noch, der mir bis ins Inniginnerste drang und das seltsame musikalische Gespenst war verschwunden. Ich hörte deutlich einen schweren Körper zu Boden fallen, eine Thüre knarren, Fußstritte auf morschen, ächzenden Dielen und Stimmengesflüster. Aus Furcht ertappt zu werden, zog ich mich zurück und harrete einige Zeit schweigend hinter einigen Baumstämmen. Da sah ich in dem Schatten der Buchen mehrere Gestalten, die einen Körper fortschleppten, und unter ihnen ein Wesen in Frauenkleidern. Dann hörte ich einige leise Worte aus einem befehlenden Munde, die Gestalten verschwanden in der Richtung nach der Villa, und bald war Alles so still, daß ich das Klopfen meines Herzens vernehmen konnte; droben aber in dem Salon des Soutihäuschens strahlten die Lichter ungestört und still weiter.

Ich überlegte rasch, ob ich an Rückzug denken oder das Aben-

theuer verfolgen solle, und da mir mit Ersterem nicht viel gedient war, denn ich hätte nur ungewisse Vermuthungen mit hinweggenommen, entschloß ich mich fest in das Haus zu dringen. Würde ich Jemanden antreffen, so wollte ich sagen, ich sei ein Fremder, habe den Weg verfehlt und wolle in's Dorf hinunter. Ich suchte nun die Pforte zu dieser Gespensterbehäufung und fand sie an der Mittagsseite, die von den hohen Buchen undunkelt in tiefem Schatten lag. Da die Thüre offen stand, trat ich ungehindert in die dunkle Hausflur und klopfte zuerst an eine feuchte Thüre, die mir grade entgegenstand. Das dumpfe, gedämpfte Echo eines verschlossenen Gewölbes war Alles, was mir antwortete. So hätte ich mich zurückziehen müssen, wenn mein Auge, an die Finsterniß gewöhnt, nicht zur Rechten eine hölzerne Wendeltreppe entdeckt hätte. Entschlossen stieg ich hinan und ein Lichtstrahl, der durch eine Spalte drang, führte mich zu einer Thüre, die angelehnt und offenbar der Zugang zu dem Gartensalon sein mußte. Ich pochte zwei, dreimal, nichts regte sich, und ich konnte sogar den Luftzug hören, der sich durch die Spalte der Thüre drängte. So blieb mir nichts Anderes übrig, als zu öffnen und einzutreten. Der Lichtglanz blendete mich anfangs, und ich entdeckte dabei zu meinem Schrecken, daß das Orchester noch vollständig versammelt sei. Rechts saßen die Violinen, Celli und Bratschen, links die Hörner, Flöten und Hoboen, und Alle starrten mich mit gläsernen Augen an, die Instrumente am Munde oder in den Händen. In der Mitte aber stand das Pult des verschwundenen Kapellmeisters, ein dickes Heft, dem Anscheine nach eine Partitur, lag zugeschlagen darauf und trug mit diesen Buchstaben die Aufschrift Sinfonia Eldorado. Dabei war aber Alles ruhig und leblos, und nur der Wind hob und senkte langsam die wehenden Gardinen an den offenen Fenstern. Mir war in jenem Augenblicke, als gefröre das Blut in meinen Adern, ich war der geringsten Bewegung, des leisesten Rufes nicht mächtig. Als endlich der Lichterglanz seine Kraft verloren, entdeckte ich, daß ich, hier der einzige Lebendige, mich unter einem Chor von Wachsfiguren befand. Was die Täuschung aber so überredend gemacht hatte, war, daß jeder dieser stillen Virtuosen sein Pult, seine Noten und seine Lampe vor sich hatte. Selbst als ich nicht mehr eine unnatürliche Geistererscheinung vor mir sah, konnte ich mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wie denn überhaupt Wachsfiguren stets eine widerliche, schwer zu überwindende Empfindung in mir hervorriefen. Ich weiß mich noch gut zu besinnen, daß ich als Knabe einmal in einem Cabinet von Wachsfiguren

war und der Anblick einer Herodias mit dem Haupte des Täufers mich so erregte, daß ich an der Hand des Vaters zu zittern anfing und gleichwohl nicht im Stande war, ein Auge von der Gruppe zu verwenden. Aehnlich ging es mir jetzt, ich schauderte innerlich, als ich überall die leblosen Glasaugen auf mich gerichtet sah, und diese todtten Gebilde mir zuzurufen schienen: Was willst du hier? Entferne dich! Unsichern Schrittes schlich ich die Treppe hinab und kaum fühlte ich mich im Freien, so eilte ich fort, als jagte mich eine unsichtbare Gewalt; ich war nicht eher ganz ruhig, als bis ich jenseits des Zaunes mich befand. Hier hielt ich an und betrachtete aus der Ferne den Schauplatz jener sinnverwirrenden, geheimnißvollen Comödie. Nicht lange, so sah ich Jemanden von der Villa herkommen und im Gespensterhäuschen verschwinden, bald darauf wurden die Fenster geschlossen und die Lampen einzeln ausgelöscht, und es war mir dabei, als hörte ich die Stimmen einer wundersamen Geistermusik fugenartig verstummen, bis mit dem letzten Lämpchen die Melodie erstarb und Alles finstern und ruhig war.

Mit sehr unheimlichen Reflexionen machte ich mich auf den Weg, ich dachte an die tiefschwarzen, brennenden Augen der schönen Gräfin und es erregte mir ordentlich das Gefühl eigener Schuld, weil ich mir sie schon vorher als furchtbar unglücklich und furchtbar trogend gedacht hatte. War meine Neugierde und alle die Seelenkräfte, welche aus Nichts einen goldenen Faden und mit dem Faden wundersame duftige Gewebe spinnen, heftig erregt worden, so verdoppelte sich dies, als wenige Schritte hinter dem Dorfe L. ein Reiter, von einem berittenen Diener gefolgt, in verzweifelter Eile an mir vorübersprengte und ich beim Schimmer der Mondichel in ihm jenen unbekanntem Astrologen im Büffet des Theaters erkannte. War hier ein innerer Zusammenhang? war die Rakete vielleicht ein Zeichen gewesen? Solche Fragen wiederholte ich mir beständig und die Vermuthungen, die sie beantworteten sollten, wurden immer abentheuerlicher, der Alltäglichkeit fremder, jemehr ich darüber nachsann.

### III.

Am andern Morgen bereute ich, das Abentheuer nicht verfolgt zu haben, zumal da das eingetretene Regenwetter mich abhielt, nach B. zu gehen. Später kamen dringende Geschäfte, und da Lust und Neugierde ermattete, so konnte mich nur ein sehr heiterer Tag nach B.

hinauslocken; es war ungefähr vierzehn Tage nach meinem abentheuerlichen Besuche des Gespensterhäuschens. Ich traf die freundliche Wirthin zu Hause, ließ mir wieder von ihrem Wein bringen und fragte dann mit verhaltener Ungebuld nach dem Grafen und der Gräfin R. Der Herr Graf, erzählte die redselige Frau, sei vor vierzehn Tagen an einem Nervenschlage gestorben, die Leiche sei köstlich einbalsamirt drei Tage und drei Nächte ausgestellt gewesen und am vierten sei die Gräfin mit der Leiche in ihre Heimath nach Rußland gefahren; das schöne Palais aber stehe jetzt zum Verkaufe frei und werde ehenächst versteigert werden, wenn sich kein Käufer finden sollte. So blieb mir denn nichts übrig, als den Schauplatz meines Abentheuers noch einmal zu betrachten. Alles war wie früher, nur war die Villa jetzt fast so ausgestorben, wie das Gespensterhäuschen, da überall die Laden geschlossen oder Gardinen hinter den Fenstern herabgelassen waren. Bei dem Anwalt der Gräfin R., dessen Namen die Wirthin mir genannt, erfuhr ich nur, daß seine Clientin sich nach Rußland zurückbegeben und den Winter wahrscheinlich auf ihren Gütern in den Ostseeprovinzen zubringen werde. Von dem kühnen Reiter hörte ich aber nichts wieder, und der Kellner im Theater wollte ihn das letzte Mal grade an dem Tage gesehen haben, wo ich meinen Spaziergang nach Tennowitz gemacht hatte. Das Aufsteigen der Rakete war von ihm nicht bemerkt worden, der Engländer aber hatte sich sehr rasch und schon um neun Uhr entfernt, was für den Kellner stets das Zeichen war, daß er seinen Gast für die nächsten Tage nicht zu erwarten habe, denn im andern Falle hatte er stets bis zehn Uhr ausgeharrt und sich schläfrig mit gesenktem Haupte entfernt. Alles dies wollte mir anfangs nicht aus der Seele, die Glasaugen der Wachsfiguren starrten mich beständig an, wenn ich allein im dunkeln Zimmer war, bis endlich mein Leben sich so ereignißvoll gestaltete, daß ich kaum Zeit hatte, mich viel mit mir selbst zu beschäftigen, und so schwand denn zuletzt immer mehr und mehr die Erinnerung und selten und immer seltener nekte mich das Erscheinen jener schwarzen Gluthenaugen.

## IV.

Der Winter mit seinen Festen und Concerten war vorüber, das Frühjahr kam und nur noch zum Beschluß hatte man einen Ball im Casino veranstaltet. Ich überließ mich diesem letzten Rest der Wintervergönigungen und nachdem ich einen Theil des Abends in der bun-

ten Menge mich bewegt hatte, zog ich mich aus dem gefüllten Saale in die rauchigen Zimmer zurück, wo sich die Familienväter in langer Weile dehnten, tranken, rauchten, nach der Uhr sahen und wieder tranken und rauchten. Da wurden Tagesneuigkeiten, die man zehn Mal schon gehört, zum elften und zwölften Male wieder hervorgeholt. Die alten Herren saßen und schwatzten an einer langen Tafel, ich abseits in einem Winkel schwieg still. Da zog der hauptsächliche Wortführer jenes Areopages, ein freundlicher, munterer Mann, eine prachtvolle Brillantendose aus der Tasche und bot sie dem Nachbar. Dieser naschte von dem Tabak und betrachtete dann aufmerksam die reiche Kostbarkeit, und namentlich den Deckel, den das Portrait einer schönen Frau zierte. Die Dose machte die Runde, bis endlich ungestüme Fragen laut wurden, woher das Prachtstück komme und wer das schöne Frauenbild sei.

Das ist eine lange Geschichte, sagte der Eigenthümer, aber wenn Sie hören wollen, meine Herren, ich bin bereit:

„Es war im vergangenen Sommer, ungefähr Ende August, als mir eines Nachmittags mein Diener ein Billet bringt, mit dem Bemerkten, es warte eine Herrschaft in einer reichen Equipage vor dem Hause. Der Brief war englisch geschrieben und enthielt die Bitte, ich möchte der Unterzeichneten einige Minuten Gehör schenken. Bald darauf führte der Diener einen Herrn und eine Dame herein, Beide sorgfältig, modisch, aber ohne Putz gekleidet; die Dame, dieselbe, die Sie auf der Dose sahen, war in tiefer Trauer. Man setzte sich und ich fragte begierig, ob meine ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden solle. Alles in englischer Sprache, denn die Fremde war eine russische Gräfin und des Deutschen nicht mächtig.

„Nicht Ihre Hülfe,“ erwiderte die Dame, „sondern ein Gutachten, eine Entscheidung über eine Wette möchten wir von Ihnen erbitten; nur zürnen Sie nicht, wenn ich etwas weit aushole. Ein junges, älternloses Mädchen ward von ihren Verwandten einem reichen, vornehmen Manne verheirathet. In Petersburg vollzog man die Trauung, aber der Gemahl erhielt einen Posten bei der Gesandtschaft in London und man reiste unverzüglich dorthin. Er ist still und gütig gegen die Gattin, aber er liebt sie nicht, denn man kann nur Eins lieben, und dieses Eine ist ihm die Musik. Er hat Hang zum Trüben und Melancholischen und dabei die fixe Idee, ein großer Tonsetzer zu sein. Weib und Pflicht wird vernachlässigt; das Weib erträgt es, der Gesandte aber klagt in Petersburg. Da fällt es dem halb Wahnsinnigen

ein, zu componiren. Neider, Feinde und halbe Freunde, die ihn gern los wären, bestärken ihn in dem unglücklichen Wahn, indem sie übertrieben loben und den Entzückten überreden, seine Symphonie in einem öffentlichen Theater aufzuführen zu lassen. Der Plan gefällt, der Irregeleitete scheut weder Mühe noch Kosten, er besticht den Director eines Schauspielhauses, prahlende Affichen werden gedruckt und höhnisch lachend sitzt der Chor der Neider und Spötter am Abend in den Parkets und ersten Ranglogen; ein ungeduldiges, ein englisches, der Musik abholdes, rohes Publicum füllt die Parterres und die höchsten Tribünen. Die Gattin hatte sich unterdessen entschädigt; sie lernte einen Mann von ihrem Alter, bescheiden und voll feuriger Empfindung, kennen; er ist ein Britte; er hat aus Neigung Medicin studirt und will nach Westindien gehen, um die Naturwissenschaften durch Beobachtung und Entdeckung zu bereichern. Beide finden sich, lieben sich — heftig, leidenschaftlich, tugendhaft. Der Abend der Aufführung des Musikstückes ist zum Rendezvous bestimmt. Der Geliebte kommt, wirft sich ihr zu Füßen, faßt ihre Hand und küßt sie stürmisch — da wird die Thüre aufgerissen und der Gemahl tritt verstört mit wilder, sinnloser Geberde ein. Er hatte die Leitung der Symphonie selbst übernommen, Alles geht im Anfang leidlich; das Parterre gähnt bei dem Durcheinander des musikalischen Unsinnnes; da wird im letzten Theil in den Logen des Amphitheaters ein Zischen laut, und der Mob bedarf nur eines aristokratischen Winkes, um sich für seine bewiesene Geduld durch Pfeifen und Stampfen zu entschädigen. Sinnlos stürzt der gedemüthigte Kapellmeister aus dem Hause und findet die Gattin fast in den Armen des Freundes. Dieser Anblick verwirrt sein schwer bedrohtes Gehirn vollständig, er lacht wild auf und stürzt in Zuckungen zu Boden. Freund und Gattin pflegen den Fieberkranken, sein hilfloser Zustand ist ihnen heilig, und als die heftige Erregung nach wenigen Tagen von einem heilsamen Schlaf besänftigt wird, verläßt der Freund das Haus und der unglückliche Maestro erwacht in den Armen seines Weibes. Aber seine Melancholie hat sich gesteigert, er kann kein fremdes Männergeschicht mehr im Hause sehen, ohne außer sich zu gerathen, Musik aber ist ihm vollends unerträglich, der leiseste Ton kann ihn in Rasen versetzen. Da rath der Freund, London zu verlassen und eine Reise auf dem Continent zu machen, ein ewiger Wechsel soll das zerrüttete Gemüth wieder ordnen und neu erschaffen. Alles geht anfangs glücklich, man kommt hier an, läßt sich auf dem Lande nieder; der Freund bleibt in der Stadt, um durch sein Erscheinen die alte Krankheit nicht wieder

zu wecken. Da eines Abends läßt sich der Gatte festlich ankleiden; man fragt, was er beabsichtige. „Ich muß zum Concert — es ist schon spät — acht Uhr vorüber — man wartet — eilt! eilt!“ Bei diesen Worten sehen sich die Diener bestürzt an, man verschließt das Haus, der Gefangene tobt und wüthet, der alte Zustand mit seinem ganzen Jammer kehrt wieder und ein heftigeres Fieber bricht aus. Der Freund wird zu Rathe gezogen; man hat die Entdeckung gemacht, daß der Wahnsinnige oft stundenlang sich damit unterhält, Partituren durchzublätern; dabei bemerkt man bald eine heitere, bald eine trübe Stimmung, je nach dem Charakter des Musikstückes, an ihm; ja man hat ihn sogar einmal weinend über Mendelsohn's neuestem Opus angegriffen, und man schließt daraus, daß er die Musik völlig in den Noten genieße. Jene Anfälle wiederholen sich in kurzen Pausen, und so ersinnt der Freund ein mögliches Heilmittel. Man läßt Wachstfiguren anfertigen, ein Salon wird zum Concertsaal umgeschaffen, das stille Musikchor findet dort Platz, Alles wird möglichst täuschend nachgeahmt und als der Unglückliche wieder einmal begehrt, in das Concert zu gehen, führt man ihn in den Salon. Der Freund wird durch ein Zeichen rasch benachrichtigt und er und die Gattin warten im Corridor auf den Ausgang. Der Wahnsinnige läßt die Symphonie von den Puppen spielen und geberdet sich ganz wie im Opernhause — nichts stört die Täuschung; nur im dritten Acte bei der Stelle, wo das Pfeifen laut geworden, sinkt er ohnmächtig nieder. Indessen sind die Nachwehen des Unfalls geringer wie bei den frühern Ausbrüchen, er nimmt mehr Theil an dem Leben, er fährt und reitet spazieren und erst nach vier Wochen wiederholt sich derselbe Auftritt. Der Freund ist gleich bereit, er verordnet die nöthigen Mittel, er sieht die Geliebte und verläßt sie wieder, wenn das Fieber des Gatten im Abnehmen ist. Indessen bemerkt man nicht, wie die physische Kraft des Kranken mit dem Geiste schwindet; man sucht sich zu überreden, daß er sich von Tag zu Tag bessere, ja man beachtet nicht einmal, daß jene Zufälle in immer kürzern Pausen eintreten und gefährlicher werden. Endlich wiederholen sie sich schon in zehn Tagen und das letzte Mal in achten. Dieses letzte Mal überdauert der morsche Körper nicht, ein heftiges Fieber verzehrt das noch übrige Mark und der Kranke fällt in einen lethargischen Schlaf, um nur auf wenige Augenblicke zu erwachen. Er sieht die Gattin und den Freund an seinem Lager, er lächelt sanft und befriedigt, als wäre er sich alles Vorgefallnen bewußt. . . .

Rascher, als ich es hier erzähle, hatte mir die schöne Frau diese

Verhältnisse auseinandergesetzt und dabei war ein trüber Ernst von ihrem Gesicht gewichen, jetzt erzwang sie plötzlich ein Lächeln und fuhr fort: „Nun behauptet dieser Herr hier, daß die Gattin ihre Pflicht erfüllt habe und in die Arme des Geliebten eilen dürfe, ich aber kann mich von der Meinung nicht trennen, daß sie gewissenlos gehandelt habe. Sie sind Arzt, sind der Gründer einer segensreichen Irrenanstalt — entscheiden Sie, der Wettpreis ist kein unbedeutender.“

Ich erwiderte hierauf, daß ich als alter Mann mir kein Urtheil in Herzensangelegenheiten zutrauen dürfe und verwies sie auf ihren jungen Begleiter, der jene Gefühle besser verstehen könne.

„Es handelt sich weniger um Herzensangelegenheiten,“ entgegnete die schöne Frau, „als um die Entscheidung der Frage: Konnte dem Unglücklichen möglicherweise noch geholfen werden? Und wenn wir Sie zum Schiedsrichter erwählten, so geschah es, weil wir von Ihrem greisen Haare ein völlig leidenschaftloses Urtheil erwarteten.“

Ich antwortete nun, daß ich auf jene Frage noch weniger etwas Entscheidendes sagen könne, da ich selbst weder den Kranken noch die Krankheit beobachtet hätte; darin aber habe man sicher gefehlt, daß man andere Aerzte nicht zugezogen, und dann wäre ich stets der Meinung gewesen, nur ein Deutscher könne den wahnsinnigen Deutschen, nur ein Russe den Wahnsinn des Russen am besten heilen.

„Halten Sie nach alle dem die Gattin nicht für strafbar?“ fragte mich heftig die schöne Frau, indem sie meine Hand ergriff und mir fest ins Gesicht schaute.

„Allerdings“, erwiderte ich nach einigem Bedenken, „sie ist nicht frei von Schuld.“

„Sie hat es selbst gefühlt!“ rief die Russin, „sie ist aber auch reuig und bußfertig. Adieu Thomas Scott! und Dank Ihnen, ehrwürdiger Mann!“ Mit Anstand verließ sie das Zimmer und verabschiedete mich kurz im Vorsaale. Als ich wieder ins Zimmer trat, eilte der genannte junge Mann auf mich zu, faßte meine beiden Arme krampfhaft, und blieb so sprachlos vor mir stehen, bis man unten einen Rutschenschlag zuflappen und einen Wagen davonrollen hörte. Jetzt ließ er mich los und rief im tiefsten Schmerze:

„Nun ist sie fort! Auf ewig! Ihr Wort hat uns unwider-rüstlich getrennt — Gott! auf ewig! — Wie gebrochen schlich er aus meinem Zimmer und ich hörte sein lautes Schluchzen, als er durch den Vorsaal ging. Am andern Morgen aber brachte man mir die Dose

mit dem Bildniß der schönen Frau, und ich habe weder sie noch den jungen Mann je wieder zu Gesicht bekommen. . . ."

Die alten Herrn bedankten sich für das Märchen, und meinten der Herr Hofrath sei der spaßhafteste alte Herr auf Gottes Erdboden, nur zwei der Jüngern waren gläubig, sie meinten der Arzt hätte besser gethan, wenn er mehr Mensch gewesen wäre. Ich aber ließ den Erzähler nicht aus dem Auge und als ich ihn einen Moment allein sah, bat ich bescheiden, mir die Dose zu zeigen; es war ein schönes Frauenbild, bleich wie Alabafter, hohe Stirn und regelmäÙige, feste, kalte Züge — aber Augen — tief schwarz wie eine Gewitterwolke bei Nacht, der ein versenkendes Leuchten entfährt.

Ed. B.